

ODILE D'OULTREMONT



DAS MÄDCHEN
MIT DEN
MEERBLAUEN
AUGEN

ROMAN



List

Odile d'Oultremont
Das Mädchen mit den meerblauen Augen

Odile d'Oultremont

**Das Mädchen
mit den
meerblauen
Augen**

Roman

Aus dem Französischen
von Marlene Frucht

List

Möge diese Geschichte euch beide, meine Lieblinge, die
kühnen Winde der Freiheit spüren lassen.

»Sie ist neu gefunden.
Wer? – Die Ewigkeit.
Ist das Meer, entschwunden
Mit dem Sonnenschein.«

»Die Ewigkeit«, Arthur Rimbaud.

Zuerst die Sicherheit.

Das war sein oberstes Gebot, dem sich alles andere unterzuordnen hatte; weit mehr als eine bloße Parole, fühlte er sich wie gesetzlich dazu verpflichtet.

Vladimir Savidan war Küstenfischer und holte seit zweiundvierzig Jahren Krustentiere und Meeresschnecken aus dem Atlantik vor der Bretagne.

An einem Tag im Februar begibt er sich allein an Bord der *Baïkonour*, einer *Cleopatra Fisherman 38*. Bei starkem Wind verschwindet er ungefähr sieben Seemeilen vor der Küste, erfasst von einer gefräßigen Welle, deren erhabene Schönheit er eben noch bewundert hatte. Eigentlich war mildes Wetter vorhergesagt gewesen, kein Wort von derartigen Unruhen. Siebenundvierzig Sekunden lang schleudert die Welle das Boot brutal herum, obwohl gerade dieses Fabrikat aus glasfaserverstärktem Polyester dafür bekannt ist, auch den feindlichsten Meeren standzuhalten. Doch diesmal hat das Fischerboot der Naturgewalt nichts entgegenzusetzen.

Vladimir beeilt sich, die Körbe heraufzuholen. Der Sturm, der das Meer aufpeitscht, greift nach dem Boot, als wäre es leichte Beute, und das nun haltlose Ruder lässt

den Bug des Schiffes abdriften. Die Wellen sind so stark, dass sie stellenweise bis zu neun Meter tiefe Täler im Meer entstehen lassen und beim Aufschlag vierzigtausend Liter Wasser auf einmal auf das Heck niedergehen. Es fühlt sich paradoxerweise an wie ein Erdbeben.

Der entfesselte Atlantik lässt das Steuerrad trudeln, nur um es im nächsten Moment in die entgegengesetzte Richtung herumzureißen. Vladimir wird von einer plötzlichen Unruhe erfasst, die rasch größer wird und sich in Panik verwandelt. Jetzt möchte er wirklich gerne wissen, wem er es zu verdanken hat, so sein Leben zu verlieren.

Zuerst wird er sanft, fast zärtlich emporgehoben, dann taucht er kerzengerade ins Wasser ein, wie ein achtlos in die Badewanne geworfenes Spielzeug. Einen Augenblick später ist er schon mehrere Meter tief unter die Oberfläche gesunken, wo Seentakel, die bereits wenige Zentimeter unter dem Wasserspiegel ungeahnte Kräfte entwickeln, nach ihm greifen und ihn festhalten, den Seemann, der heute allein an Bord war.

Halb noch bei Bewusstsein und stellenweise gelähmt, weiß ein Teil von ihm, dass es an der Zeit ist, loszulassen, während der andere Teil noch kämpft. Er träumt, oder vielleicht stellt er sich auch nur vor, dass seine Frau seine Tochter ist und seine Tochter seine Frau, er bringt alles durcheinander, alles ist feucht und verschwommen, er weiß, dass er sich an der Grenze der Dinge befindet, am Übergang zwischen den Zuständen, und dann, ohne zu wissen, warum, schluckt er, anstatt nach Atemluft zu ringen, das Wasser herunter, mit weit geöffnetem Mund lässt er das Meer in sich einströmen, das wie ein Aal in seinen Körper dringt, die Wände seiner Luftröhre entlangleitet, und ihn

nach und nach dem Ort und dem Augenblick entzieht; er sitzt in der Falle. Noch bevor das Ersticken einsetzt, verwandelt er sich bereits in einen Gefangenen des Meeres, auf einmal ist um ihn herum ein riesiger Kerker entstanden, das Alcatraz der Tiefsee, das ihn nicht mehr ausspucken wird. Vladimir kann sich nicht rühren, irgendetwas hält seine Beine fest, und als es ihm ein letztes Mal gelingt, die Augen zu öffnen, nimmt er sehr undeutlich blutige Schlieren wahr, die sich mit dem Wasser vermischen und ihn schamlos verhöhnen. Er könnte sich losreißen. Er möchte an seine Édith und seine Anka denken, sich deren vertraute, tröstliche Gesichter in Erinnerung rufen wie bei einer aussichtslosen Schlacht, aber was er stattdessen vor sich sieht, ist das Gesicht des Meeres mit seinen riesigen Augen, die sich in nervösen Wellen wiegen und ihn teilnahmslos von überallher anstarren. Nun gilt es, seine Gedanken auf andere Dinge zu lenken als das Leben, doch für diese Aufgabe fühlt er sich nicht gerüstet, schließlich ist er weder fromm noch Philosoph, sondern nur ein einfacher Küstenfischer. *Ich bin Kapitän, Kapitän eines Schiffes.*

Am Anfang sah Anka ihre Mutter, dann ihren Vater und dann das Meer. Ihre ersten, hohen Schreie klingen wie das Echo der Möwen, mit ihren winzigen Füßen strampelt sie im feuchten Sand, und so, über der Nase die senkrechte Stirnfalte, frisch und wild entschlossen, marschiert sie Hunderte Meter, ohne ein einziges Mal hinzufallen. Später lässt sie Hände voller Kieselsteine auf die Wasseroberfläche prasseln, kennt das Spiel der Gezeiten in- und auswendig, und kann anhand der Farbe des Himmels das Wetter vorhersagen.

Mit sieben beherrscht sie die Sprache des Ozeans fließend, merkt sich die Namen der Fische und Krustentiere besser als die ihrer Klassenkameraden und hat eine schier unerschöpfliche Neugier auf das Meer, hunderttausend Fragen über das Wie und Warum, auf die ihr Vater, Vladimir, der Fischer, der Kapitän, stets eine Antwort sucht. Sie ist neun, jeden Morgen steht sie auf, öffnet die Vorhänge in ihrem Zimmer und schaut durch das Fenster auf das je nach Tages- und Jahreszeit friedliche oder unruhig schäumende Monster, dessen Stimmung sie schon erraten hat, bevor sie auch nur einen Blick darauf wirft. Eine Salzwassermasse, die sich über 223.000 Quadratkilometer er-

streckt und eine Tiefseeebene bedeckt, die bis zu 4.735 Meter weit hinunterreicht.

Der Biskaya vertraut Anka alles an, schon immer. Sie hat alles, was eine beste Freundin braucht. Sie bewahrt Geheimnisse, hört zu, bringt Anka auf neue Ideen, ja gibt ihr sogar Ratschläge. Später, als Jugendliche, glaubt Anka fest an die Unvergänglichkeit der Dinge, ihre Freundschaft mit dem Meer ist für sie eine unumstößliche Tatsache, und sie braucht keine Serien, kein Kino und keine Musik, denn vierzig Meter unterhalb ihres Hauses bietet sich ihr das vollkommenste Schauspiel, das man sich denken kann, vor ihren Augen erstreckt sich das perfekte Bild, das einer universellen Sprache gleichkommt und jegliches Gefühl von Zeit und Raum aufhebt.

Die Musik des Ozeans erscheint Anka virtuos, er ist Orchestermusiker, Solist und Instrumentalist in einem und trifft jede Note so perfekt, als hätte er das absolute Gehör, Welle um Welle singt, summt, pfeift er die erlesensten Partituren. Sobald sie ganz nah an den Rand seiner unendlichen Weiten herantritt, eingetaucht in Bild und Klang, erlebt sie die größten Abenteuer. Es gibt so viel zu tun, im Wind, die Ideen häufen sich in ihrem Kopf, und jede einzelne fordert ihre Umsetzung, also macht Anka sich ans Werk und fängt mit dem Dringlichsten an, gräbt ein Loch, baut eine Burg, fischt nach Strandschnecken, rettet Krebse, fährt mit der Hand in felsige Höhlen und versucht, dort die Fische zu fangen, die immer kleiner und immer schneller werden.

Sie kann tun und lassen, was sie will, und die wunderbare Beute, die sie nach Hause bringt, wird am Ende stets von ihrer Mutter im Dampf gegart, ungeachtet der Qualität

des Fangs. Édith beschränkt sich aufs Kochen, sie probiert niemals.

»Ich habe eine Fischallergie ...«

Und Vladimir, in dessen Stimme leiser Zweifel mitschwingt, ergänzt: »Ja, seit du einen Fischer geheiratet hast!«

Im Jahr darauf erklärt Vladimir sich zum ersten Mal bereit, seine Tochter mit aufs Boot zu nehmen, die *Baïkonour*, eine *Cleopatra Fisherman 38*, der »Rolls Royce unter den Fischerbooten«, wie er hin und wieder stolz erwähnt. Sein Angebot ist das Ergebnis eines verbissenen Kampfes zwischen ihm und Édith, die bisher nicht einmal den Gedanken, dass ihre einzige Tochter sich an Bord begibt, zulassen wollte.

»Komm schon, ich bin zehn«, bettelt das Mädchen.

»Komm schon, sie ist zehn«, schiebt Vladimir hinterher.

Édith pafft angesichts dieses Dilemmas eine Zigarette.

»Rauchen ist um einiges gefährlicher«, raunt ihr Mann, während sie das Für und Wider gegeneinander abwägt.

»Na gut. Zwei Stunden, keine Minute länger, und ich koche für euch Suppe«, lautet schließlich ihr Angebot.

»Das ist Erpressung!« Anka seufzt und erkundigt sich dann: »Was für eine Suppe?«

Édith blickt ihre Tochter belustigt an, sie weiß, dass sie sie in der Hand hat, so lange schon träumt Anka davon, endlich einmal mit ihrem Vater an Bord zu gehen. »Lauch.«

»Ekelhaft«, beschwert sie sich.

»Entweder das, oder du bleibst am Ufer!«

Vladimir muss lachen, Édith ebenfalls. Den Zutritt zur *Baïkonour* muss man sich verdienen.

Noch Jahre später kann Anka sich vor allem an das laute Geräusch erinnern, wenn der Rumpf bei einer Geschwindigkeit von fünfzehn Knoten auf die Wasseroberfläche knallt, mit voller Wucht hindurchschlägt und in die Fluten eintaucht, nur um gleich darauf noch tapferer wieder daraus hervorzukommen. Sie beobachtet ihren Vater am Steuer, wie er sehr aufrecht vor seinen drei Monitoren steht, den Blick starr in die Ferne gerichtet. Sie hat eine Rettungsweste und darüber eine gelbe Öljacke an, und in dieser Aufmachung fühlt sie sich wie die Tochter eines Seemanns, aber nicht nur das. Zwischen ihr und dem Meer besteht auch eine Verwandtschaft, eine ganz zarte, nirgends verzeichnete Verbindung, an der sie hartnäckig festhält, eine Sprache, die natürlicher ist als alles andere und die allein ihr gehört: Um sich mit dem Ozean zu unterhalten, sollte man am besten schweigen, die Worte zurückbehalten, sie in der Stille belassen und nur mit den Augen reden.

Kurz nach dem Auslaufen erbricht Anka den mit Sahne und Brühe vermischten Lauch über die Reling. Zuerst macht sie ihre Mutter verantwortlich, aber bei zweieinhalb Meter hohen Wellen hätte sie vermutlich alles wieder ausgespuckt. Die Geschwindigkeit, um die fünfundzwanzig Knoten bei einem zweizylindrigen Motor, lässt das Kielwasser aufschäumen wie Baisermasse. Während sie auf die weiße Gischt blickt, fragt Anka sich, was wohl von dem Leben unmittelbar darunter übrig bleibt. Ganze Fischschwärme, die von dem mächtigen Antrieb hinweggerafft werden, und plötzlich überall Tatar aus Wasserlebewesen, den andere gefräßige Tiere sich sogleich fröhlich einverleiben. Auf diese Weise wird unter der Oberfläche, die von der Baïkonour so grob aufgerissen wird, dem Unterwasserleben

in wilder Anarchie Struktur verliehen. Anka ist von alledem fasziniert.

»Es wird stürmisch, wir kehren um!«

Vladimir brüllt den Befehl, Anka hört den verärgerten Ton heraus, kann aber nicht ausmachen, ob ihr Vater eher beunruhigt oder überrascht ist.

Sie protestiert: »Aber wir sind erst vor einer Stunde ausgelaufen«, schreit sie zurück und versucht mit ihrer zarten Stimme gegen die lauten Motorengeräusche anzukommen.

»Wer ist hier der Kapitän?«

Ankas Seufzen, das man ihr an den Lippen ablesen kann, dehnt sich sekundenlang. »Du natürlich. Wie immer.«

Er lacht. »Komm, setz dich neben mich.«

»Kann ich nicht an Deck bleiben?«

»Nein«, befiehlt er.

Noch ein Seufzen, dann setzt Anka sich rechts neben ihren Vater. Als ein Wellental auf das nächste folgt, gleitet die *Baïkonour* unbeirrbar und würdevoll darüber hinweg, und Anka erhält eine erste Ahnung von der Tapferkeit der Boote, die weit mutiger sind als ihre Seemänner. Sie liebt dieses Tier, sein Gerippe aus Polyester, das Deck aus Balsaholz, die Innenwände aus Teak – verglichen mit den anderen Booten ist Vladimirs Kahn der reinste Luxus. Sie denkt an den Tag zurück, als ihre Eltern ihr den Kauf des neuen Fischerbootes verkündeten, und daran, wie überrascht sie gewesen war, festzustellen, dass es nagelneu und richtig modern war. Aus dem fassungslosen Gesicht ihrer Tochter las Édith die Ratlosigkeit heraus: Wo um aller Welt hatten sie das Geld hergenommen?

Nicht, dass sie arm gewesen wären, aber Anka wusste sehr gut, dass solche Maschinen ein Heidengeld kosteten.

»Es kommt von deiner Großmutter Ajä«, klärte sie ihre Tochter auf.

»Ah ja? Ich wusste gar nicht, dass sie reich ist.«

Édith zuckte mit den Schultern, auch sie nicht viel klüger als ihre Tochter. »Anscheinend hat sie von ihrem Mann was geerbt. Wir wussten auch nichts davon.«

So konnte Vladimir sich, ohne lange zu fackeln, das Boot seiner Träume zulegen. »Eine Investition«, erklärte er in dem Versuch, seine Frau zu besänftigen, die fand, dass das Boot ganz schön sportlich ausgefallen war.

»Wir sind hier schließlich nicht in Monaco!«, scherzte sie damals.

Bald darauf fing er an, allein rauszufahren und kürzere Touren zu machen, die weniger kosteten, ihm aber die gleiche Fangmenge einbrachten. Er verwies auf eine höhere Sicherheit bei den Manövern und eine Technik auf dem allerneuesten Stand, mit der er alle aufkommenden Probleme viel besser bewältigen könne.

»Wie Bernard Tapie ...«, lästerten einige seiner Kollegen neidvoll.

Das alles war Anka herzlich egal. Wenn sie ehrlich war, hatte sie immer nur einen Wunsch gehabt: eines Tages ihren Fuß daraufzusetzen.

»Einen Kaffee, danke sehr«, sagt Anka. Dann nimmt sie auf dem Resopalstuhl Platz und rückt ihn mit einer mechanischen Geste näher an den Tisch heran.

Kommissar Pierric Hub stellt eine volle Tasse vor ihr ab, in die in winziger grüner Schrift eingraviert ist: ›La Bretagne, ça vous gagne«, und um die sie sofort ihre Hände schlingt. Ihr ist kalt, aber das hat nichts mit dem Wetter zu tun, eigentlich ist es mild für diese Jahreszeit.

Pierric nimmt seinen Platz auf der anderen Seite des Tisches ein und sagt leise: »Es tut mir sehr leid, Anka.«

Anka zuckt mit den Schultern, für mehr fehlt ihr die Kraft, andere zu trösten ist etwas, das sie nicht tun wird.

»Es wird nicht lange dauern, aber ich muss dir ein paar Fragen stellen.«

Der Polizist schlägt einen ersten Ordner auf, schiebt ihn eine Weile hin und her, bis er ganz gerade vor ihm liegt, dann zieht er eine weitere Mappe heran, die er nicht weiter beachtet, er bringt sie nur in Reichweite. Es gibt ihm Sicherheit, wenn alle Informationen um ihn herum greifbar sind, sodass er sie jederzeit abrufen kann. Er holt einmal tief Luft, was untypisch für ihn ist, normalerweise begnügt er sich mit einer Abfolge kurzer, nervöser Atemzüge.

»Wir wissen nicht recht, was passiert ist.«

Pierrics Blick schweift unbehaglich zu Boden, Ungewissheit einzuräumen gefällt ihm nicht, die Polizei sollte doch eigentlich über konkrete Anhaltspunkte verfügen, im besten Falle sogar Schlüsse daraus ziehen.

»Uns ist nichts Ungewöhnliches an Bord aufgefallen, Pfützen hier und da, und die Kabine ist zerstört, aber abgesehen davon kein Anzeichen für irgendeinen Zwischenfall, kein Hinweis darauf, dass er sich irgendwie verletzt haben könnte. Im Übrigen war sein Boot in tadellosem Zustand, seine Positionen waren korrekt, die Netze eingeholt, das gesamte Fischermaterial säuberlich an seinem Platz.«

Anka kann ein Lächeln nicht unterdrücken. *Ist doch klar, was denkt er denn.*

»Kam es oft vor, dass er alleine rausgefahren ist?«

»Selten.«

»Hatte er gesundheitliche Probleme?«

Sie presst die Lippen aufeinander und schüttelt den Kopf. »Er war topfit.«

Pierric greift nach seiner Kaffeetasse, hebt sie vorsichtig an die Lippen, ein wenig Flüssigkeit schwappt über den Rand – er neigt zum Verschütten. Dann stellt er die Tasse wieder auf seinem Schreibtisch ab, zwei, drei Tropfen rinnen an der roten, glänzenden Außenseite wieder hinab und fließen am Boden der Tasse zu einem Mini-See zusammen. Er tupft die Flüssigkeit mit der flachen Hand auf, nicht dass noch die Akten beschmutzt werden.

»Es tut mir leid, dir das sagen zu müssen, aber wir gehen davon aus, dass er auf eine, sagen wir, dumme Art ums Leben gekommen ist. Zumindest ist das die These, die uns am wahrscheinlichsten vorkommt.«

»Dumm?! Im Ernst?«

»Ja. Er ist wohl ins Wasser gefallen, keine Ahnung«, stammelt Pierric. Sein Körper fühlt sich taub an, und er fixiert Anka unablässig aus traurigen Augen.

»Kennst du Leute, die auf intelligente Art ums Leben kommen?«

Er fühlt sich nicht wohl in seiner Haut, beladen, am liebsten würde er unterm Tisch verschwinden. Anka ist besonders, nicht wie die anderen aus der Gegend, bei ihr weiß man nie, ob sie die sanfte oder die grobe Seite rauskehrt, sie kann scharf wie ein Messer sein oder ungeheuer charmant. Vor allem hat sie soeben ihren Vater verloren.

»Dir muss ich das ja nicht sagen, aber das Meer verzeiht nichts.«

»Mhmm.«

Man merkt ihr an, wie unzufrieden sie ist und dass ihre Gedanken nicht zur Ruhe kommen.

»Was sonst noch?«

»Nichts Besonderes. Er hat keine Rettungsweste getragen ...«

Anka muss lachen. Jeder am Hafen kannte Vladimir, den alten Seewolf, dem Sicherheit ein großes Anliegen war, wenn es um die der anderen ging. *Abgesehen davon, dass mich das unter den Achseln scheuert, weiß ich nicht, was das bringen soll.* Pierric lächelt ebenfalls und blickt Anka dabei an in der Hoffnung, ein wenig Vertrautheit herzustellen, aber sie behält ihr Lachen und ihre Erinnerungen nur für sich, sie wird ihn nicht daran teilhaben lassen und hat die Schotten bereits dichtgemacht.

»Vielleicht ist er von einem andern Boot gerettet worden.«

»Davon hätten wir erfahren.«

»Nicht unbedingt. Vielleicht war er ja bewusstlos, und sie wissen nicht, wer er ist.«

»Aber so oder so nehmen sie dann Kontakt auf, und wir haben keine Meldung bekommen.«

Sie zuckt mit den Schultern.

Pierric senkt erneut den Blick. »Es gibt unzählige Hypothesen.«

»Ja, eben. Schon nach drei Tagen zu schließen, dass er tot ist, finde ich ein bisschen gewagt.«

»Ich fürchte nicht.«

Anka senkt den Blick. »Und die *Baïkonour*?«

»Die Lenkpumpe ist kaputt. Sie wurde am *Kap Pointe du Mille* gefunden. Reines Glück.«

»Dann ist sie im Hafen?«

»In einem Hangar bei Robert.«

»Kann ich sie sehen?«

»Gib mir noch zwei Tage, bis die Ermittlungen abgeschlossen sind und ich die Versiegelung entfernt habe.«

Anka nickt.

»Und deine Mutter, wie geht's ihr?«

»Sie wollte nicht herkommen.«

Das versteht er natürlich und schüttelt den Kopf. Édith und ihr Ehemann: Das war schon was, ein Paar, wie man nur selten eins trifft, sie haben sich zwar oft gestritten, aber auf so poetische Weise, dass ihre Wortgefechte stets wie Liebeserklärungen klangen, oder war es umgekehrt? Bei ihnen konnte man nur schwer bestimmen, was Ernst war und was Spiel, das wusste jeder in Kerlé. »Mit niemandem kann ich mich besser zoffen als mit ihm«, pflegte sie zu sagen und strahlte dabei.

»Richte ihr bitte mein Beileid aus.«

Anka nickt, steht auf und verabschiedet sich von Pier-ric, der einen Versuch unternimmt, sie an sich zu ziehen. Sie kennen einander seit zwanzig Jahren, er kommt auch aus der Gegend. Wahrscheinlich meint er, die unangenehme Unterhaltung mit einer zärtlichen Geste ausgleichen zu müssen.

Anka möchte das nicht, und sie hält es auch nicht länger unter dem betrübten Blick des Polizisten aus. Sie schnappt sich ihre Tasche und beeilt sich, zum Ausgang zu gelangen. Schnell raus aus dem Walfischbauch, diesem von Kaffee und Feuchtigkeit durchtränkten Polizeirevier, dessen Wände durch den unregelmäßig aufgetragenen Putz immer etwas staubig wirken und wo das Linoleum schon hunderttausendmal von den Gummisohlen der Seemänner, in die Reste von Fischkarkassen und klebrige Algen eingedrückt sind, niedergetreten wurde. Es riecht nach Kette rauchendem Kabeljau. Nur raus hier, aber schnell. Sie lässt sich am Schalter ihren Ausweis zurückgeben und wirft sich mit letzter Kraft gegen die Drehtür.

Draußen holt Anka tief Luft. Sogleich drückt ihr der Ozean, nicht besonders taktvoll, einen beißenden, brackigen Geruch in die Nase, der sie die Augen schließen lässt. Zu ihren Füßen fegt der Wind über die Dünen. Kleinste Körnchen Meereswüste suchen Zuflucht unter ihren Ledersohlen. Sie bleibt einen Augenblick stehen, reglos, blickt mit geschlossenen Augen auf die mörderische Flut, verwehrt sich ihrer unermesslichen Ausdehnung, weigert sich, dem Meer Beachtung zu schenken.

Und während sie mit demonstrativ Richtung Stadt gerichteten Blick über den Deich läuft und sich dabei von der

See abwendet, fragt Anka sich zum ersten Mal, wie sie es anstellen soll, hier zu bleiben, genau hier, wo sie seit dreiundzwanzig Jahren lebt, und ob sie das Meer, wann immer sie an seinem Ufer entlanggeht, jetzt hassen muss.

Gemeinde Kerlé, 12.437 Einwohner, zwanzig Kilometer westlich von Lorient gelegen, Département Morbihan, Region Bretagne.

Das Einstellungsschreiben zählt noch ein paar weitere, wahllos wirkende Informationen auf. In diesem Teil Frankreichs kennt Marcus sich nicht aus, aber die Vorstellung, am Meer zu arbeiten, findet er verlockend, es erinnert ihn an seine Kindheit im Département Var, und auch der Umgang mit dem Wind ist ein Teil seiner Arbeit, der ihm besonders gut gefällt, es zwingt einen dazu, besonders genau zu sein. Sein Arbeitseinsatz wird ein Jahr und acht Monate dauern, heißt es im unteren Abschnitt des Briefes.

Auf dem Bett wartet sein Koffer mit aufgerissenem Maul, nur halb gefüllt mit dem Allernötigsten: ein paar Klamotten fürs Wochenende, ein Skizzenheft und seine Jazz-CDs. Er wird mit dem Zug anreisen, durch das Land fahren, aus dem Fenster auf die vorbeiziehenden Welten blicken und sich fragen: *Was machen die wohl den ganzen Tag, warum leben sie in diesem Dorf oder dieser großen Stadt, direkt neben der Bundesstraße oder unter dem Glockenturm einer Kirche?*

Aber als Marcus dann seinen Sitzplatz Nummer 58 in Wagen 7 eingenommen hat, fühlt er sich doch nicht recht wohl. Er ist es nicht gewöhnt, dass sein Blick, wenn er etwas

von der Welt sieht, in die Horizontale schweift. Für gewöhnlich richtet sich der Blick von seinem Kran aus nach unten. Am Boden spielt sich klitzeklein das Leben ab. Zu seinen Füßen gibt es weder Chaos noch Aufregung, die meiste Zeit über passiert nichts, nur ein ständiges Hin und Her. Es erinnert an die gleichmäßigen Bewegungen der Wellen bei ruhigem Wetter, winzige Hüpfen sind eine Vielzahl von langsamen oder schnellen Schritten auf dem Asphalt, beinahe meint er hören zu können, wie Kiesel unter weiche- ren Schuhsohlen leise rutschen und unter harten Sohlen reiben. Die Worte, die fünfzig Meter unter ihm gesprochen werden, sind wie die Blätter der Bäume, wenn ein unster- ter Wind sie durch die Luft wirbelt, sie dringen nicht zu ihm nach oben, nur hin und wieder erkennt er einen be- stimmten Akzent, vernimmt eine schrillere Stimme, einen Schrei.

Baustellen wie die in Kerlé gefallen ihm besonders, weil sie sich mitten im Stadtzentrum befinden. Er sieht darin so etwas wie einen Ausgleich zu seiner Kindheit auf dem Land, im Hinterland der Mittelmeerregion, eine scheinbar endlose Aufeinanderfolge von Tagen, deren er- drückende Eintönigkeit seine einzige Erinnerung ist, Tage, an denen die alles überragende Langeweile und die er- zwungene Tatenlosigkeit auf seinen jungen Schultern las- teten wie Blei.

Sein Vater war arbeitslos und blieb es sein ganzes Le- ben lang. *Ich war immer mit Nichtstun beschäftigt*, erklärte er, nicht ohne eine Spur Stolz in der Stimme. Catherine, seine Mutter, war Hausfrau, auch wenn ihre Funktion aufgrund ihres nicht arbeitenden Mannes eigentlich überflüssig war. Eines Tages hatte sie jedoch den Gedanken geäußert, sich